

**MARYAM
ARAS**

**DINO
SAURIER
KIND**



GLAASSEN

Maryam Aras
Dinosaurierkind
Essay

**MARYAM
ARAS
DINO
SAURIER
KIND**

ef

Die Arbeit an diesem Buch wurde gefördert
durch die Kunststiftung NRW.

Kunststiftung
NRW

Teile dieses Essays basieren auf dem Text »68, ein deutsches Unschuldsmoment«, zuerst erschienen 2021 bei COLLATERAL.

Die Gedichte von Aria Aber auf Seite 80/81 stammen aus *Hard Damage*, © University of Nebraska Press, Lincoln 2019.

Die Gedichte von SAID auf Seite 136/137 stammen aus *Wo ich sterbe ist meine Fremde*, © P. Kirchheim Verlag, München 1994. Das Gedicht von SAID auf Seite 179/180 stammt aus *auf der Suche nach dem licht*, © Peter Hellmund/Echter Verlag, Würzburg 2016.



claassen ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH
www.ullstein.de

ISBN: 978-3-546-10101-1

© 2025 Ullstein Buchverlage GmbH,
Friedrichstraße 126, 10117 Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an

produktsicherheit@ullstein.de

Gesetzt aus der Miller Text

Satz: Savage Types Media GbR, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

برای پاپا

Für meinen Vater

Für Azzeh Maman

Für all die Dinosaurier, die ungenannt bleiben

*Du kannst dir nicht aussuchen,
wie sehr die Welt dich mitnimmt.*

SAID

Deine Existenz bekam plötzlich eine äußere Kontur, als ich das erste Mal im Iran war.

Jahre später sagte meine Tante, tagsüber wäre ich ein Kind gewesen, aber nachts habe ich mich immer ganz ernst unterhalten wollen, wie eine Erwachsene. Ihr Mund zeigte dieses amüsierte Lächeln, das niemals die Liebe verließ. Sie lag damals mit meiner Cousine Behnush auf dem Bettenlager am Boden, Behzad und ich in den Kinderbetten. So redeten wir bis spät in die Nacht. Behzad und Behnush schließen längst, und Tante Bita erzählte mir von dir. Wann du angefangen hattest, politisch aktiv zu sein. Verbotene Flugblätter überbrachtest, einige Jahre nach dem Putsch 1953 – mit elf Jahren noch ein Kind, eigentlich. Wem du alles halfst, Klassenkameraden aus noch ärmeren Familien, später in Deutschland anderen, die geflohen waren und nichts mehr hatten und nichts mehr waren. So viele Geschichten, kaum eine habe ich behalten. Nur die Erinnerung an das Gefühl ist geblieben, dass du wirklich in dieser Welt bist, so wie ich dich sehe, nicht nur in meinem Kinderkopf. Jeden Nachmittag während meines Urlaubs in Tehran wartete ich voller Ungeduld auf die Nacht mit Bitas Geschichten von dir und unserer Familie, die jetzt endgültig auch meine war.

Bei Azzeh Maman und Hossein Papa zu Hause kam ein nicht endender Strom Besucher durch die Tür. Du hattest

mir vor dem Abflug gesagt, dass ich an Stelle deiner fliege. Aber was heißt das schon, für eine Elfjährige. Ich vergaß es nicht, aber vollständig verstanden hatte ich es auch nicht. Erst als diese ganzen Menschen kamen, Erwachsene meist mit riesigen Blumensträußen, um ein kleines Kind zu besuchen; die unbedingt wollten, dass ich ihre Namen behielte, damit ich dir von ihnen erzählen könne, verstand ich. Etwas wenigstens. Dass du nur in Köln besucht werden und nicht selbst fliegen konntest, ist ein Fakt.

Wenn ich zurückdenke, gibt es keine Zeit der Unklarheit über das Warum. Deine Sitzungen donnerstagabends, die Diskussionen mit Freunden an unseren Nachmittagen bei Bijan und die Nachrichten aus Iran haben immer zu unserem gemeinsamen Leben gehört.

Mit den Jahren wuchsen deine Geschichten zwischen uns, und ich hatte genug Beweis, dass sie wahr waren. Aber waren sie auch wichtig? Ihre Tragweite verwirrte mich oft. Es waren Geschichten wie aus meinen Büchern. Warum sie niemanden außer dir und mir und deinen Freunden zu interessieren schienen, diese Frage stellte ich mir noch nicht, spürte sie nur. In der siebten Klasse lasen wir in Deutsch *Keine Angst, Maria*. So lernte ich, dass »Coup d'état« Staatsstreich bedeutet und was das ist, weinte um die mutigen Kinder aus Santagos Armenviertel und um Salvador Allende. Mit siebzehn las ich Romane von Gioconda Belli und verschlang daraufhin alles, was ich über die Sandinisten und ihren Kampf gegen die Somoza-Diktatur finden konnte. Später die Autobiographien von Margrit Schiller, Inge Viett und Till Meyer. Ulrike Meinhof, ihre faszinierende Konsequenz, ihre Selbstzermürbung seltsam vertraut. Meinhof war mit Bahman Nirumand befreundet gewesen, ein alter Bekannter aus der Generation vor dir, natürlich. Eure Netzwerke und ihre Wirkweisen verblüffen

mich heute noch. Aber du und deine Freunde von damals, ihr kamt nicht vor in meinen Büchern über '68. Auch als ich die Bewegung 2. Juni und ihre Beteiligung am Kampf gegen die Shah-Diktatur entdeckte, blieben jene *persischen Studenten* kaum mehr als eine Fußnote in der deutschen Geschichte jener Zeit. Damals reichte das nicht, um selbst mein Interesse, das deiner eigenen Tochter, zu wecken. Ich wusste noch zu wenig. Wo und von wem hätte ich etwas darüber lernen sollen außer von dir? So viele Jahre, so viele Bücher und Fragen hat es mich gekostet, um zu verstehen, dass hinter diesem Kursiv ihr versteckt wart. Aber für dich sind diese Geschichten immer nüchterne Selbstverständlichkeit gewesen. Ein alter Hut, sagst du, für den sich niemand mehr interessiere. Warum auch? An die Freunde aus der Studentenbewegung, die als intellektuelle Sieger der Geschichte die Bücher schrieben, oder gar an die deutsche Gesellschaft einen Anspruch zu erheben und euren Teil der historischen Lorbeeren einzufordern, wenigstens ein eigenständiges Kapitel zu sein in der Geschichte, die ihr doch mitgestaltet habt, auf diese Idee wärt ihr nie gekommen.

*Unsere Aktivitäten waren im Rahmen
und unter dem Namen von CISNU.*

Deine Geschichten gaben dem Raum zwischen dir und mir mit den Jahren eine Schwere, die mein Leben da draußen in eine Imbalance schob, kaum zu bemerken, aber da. Und dann passierte Mykonos. Eigentlich war ich zehn Jahre alt, als Sadeq Sharafkandi, Fattah Abdoli, Homayoun Ardalan und Nouri Dehkordi vom iranischen Geheimdienst ermordet wurden. Doch für mich passierte es erst rund ein Jahrzehnt später, als mich die Erkenntnis traf, dass auch du hättest sterben können an diesem 17. September 1992 in

Berlin-Wilmersdorf. Du hättest dort sein sollen, zusammen mit Mehran, der immer ein bisschen mehr wie ein Bildhauer aussieht als wie der Politikwissenschaftler, der er ist. Ihr hattet nur das Datum des Treffens falsch decodiert.

Bis heute weiß ich kaum Konkretes, woran du arbeitest, auf welchen Ebenen ihr agiertet. Ich glaube, du nahmst an, dass Details mich nicht interessieren würden. Das stimmte zwar zu keinem Zeitpunkt, aber deine vagen Antworten, als ich in späteren Jahren nachfragte, wurden zur Routine. Zweifellos gab es Zeiten, in denen du nicht mehr erzählen durftest, zu meiner Sicherheit. Mykonos sagt mir heute, dass du und deine Freunde euch in Köln nicht bloß die Köpfe heißgeredet und ein paar Demos organisiert habt. Mykonos war eine Geschichte, deren Präsenz in den deutschen Medien deine Existenz und so auch deine Arbeit zwischen die Seiten meines Lebens da draußen schob. Die Namen der Toten weiß ich nicht aus dem Fernsehen. Wurden sie überhaupt genannt?

Sie wurden als kurdisch-iranische Oppositionelle benannt.

Vielleicht habe ich sie von dir gehört, wahrscheinlich nicht, ich war zu jung. Nun musste ich sie wieder nachschlagen. Allein dass das Attentat auf deutschem Boden verübt wurde, machte es für die Medien und meine Freund:innen interessant. Das Töten der sogenannten Dritten Welt hat, wenn es mitten unter uns im Westen geschieht, plötzlich ein Gewicht. Es erhielt den Namen eines griechischen Lokals, geführt von einem kurdischen Bekannten, das nach einer Urlaubsinsel benannt war. Ein bizarrer Name für ein Attentat.

Erst als ich studierte und du begannst, mir Bücher von SAID zu schenken, war ich in der Lage, der Imbalance in

meinem Leben nachzugehen und mit dem Gewicht deiner Geschichten auszutarieren, nach und nach. All diese Selbstverständlichkeiten, die nur unsere waren, auf einmal konnte ich sie einordnen.

Wenn ich nun darüber schreiben will, was genau es ausmachte, als politische Tochter groß zu werden, dann ist es vielleicht das: Wie wir gemeinsam Nachrichten guckten und du mir erklärtest, dass auch im Fernsehen nicht immer die ganze Wahrheit berichtet wird und von den Ereignissen, die für uns wichtig waren, oft überhaupt nicht.

Wie sie dich vier Stunden lang festgehalten und verhört haben in Heathrow, als du mich während meines Austauschhalbjahres in England besuchen wolltest. Und dann als Erwachsene das Wissen darum: Wie du nach München gekommen warst nach deinem Abitur, ein Jugendlicher mit Erwachsenenaugen. Wie du dich durchschlugst in diesem Deutschland, der Sohn eines Gewerkschafters und einer Rotarmistentochter, keine zwanzig Jahre nach 1945.

*Eines Eisenbahngewerkschafters und einer
ehemaligen Rotarmistentochter.*

Von diesem Deutschland aus wolltest du mit deinen Freunden eine fünftausend Kilometer entfernte Diktatur stürzen. Wie aberwitzig. Aber ihr, auch ihr, habt es wirklich geschafft. Was darauf folgte, hätte sich niemand ausmalen können. Oder doch. Vielleicht du, vielleicht ihr, in eurem Exil: 1979 – fünfunddreißig Jahre nach der Befreiung vom deutschen Faschismus. Aus der Ferne konntest du die Zeichen lesen.

Bis heute hat dein Kampf nicht aufhören dürfen. Du hattest dir deine alten Tage anders vorgestellt, sagtest du, als du fünfundsiebzig wurdest. Es klang müde. Das war drei Jahre

bevor sie Jina umbrachten. Seitdem ist die politische Arbeit nicht weniger geworden.

*Jina Mahsa Amini, die Leser verstehen sonst nicht,
wen du meinst.*

Weiterkämpfen. Bis in wie vielen Menschenleben? Immer weiter.

»Dinosaurier« habt ihr die Generation oppositioneller Freunde und Vorfäder vor euch genannt. Wie alt waren sie damals? Und ihr heute? Du magst es nicht, wenn ich den Begriff für euch verwende. Ihr habt euer eigenes Zeichensystem.

Aber niemand sonst beherrscht es. Euch hat das immer genügt. Ihr habt euch selbst immer genügt, bis heute. Aber uns, den Dinosaurierkindern, genügt das nicht mehr. Zwar respektieren wir euren Bescheidenheitskodex mit einem liebevollen Lächeln, wissend, dass er mit euch sterben wird. Wir aber müssen eure Zeichen übersetzen, um uns zu versichern, dass sie wahr sind.

*Exile is strangely compelling to think about
but terrible to experience.*
Edward Said, Reflections on Exile

Mein Vater würde nie von Aktivismus sprechen. Oder denken. Wenn ich das Wort durch seine Augen lese, klingt es nach einem Hobby. Politisch aktiv sein, politisch denken, ein politisch denkender Mensch sein, ja. Im Grunde genommen bedeutet das für ihn Menschsein. Aber diese Sache, der er sein Leben widmet, ist die politische Arbeit. Es gab auch Phasen des Aktivismus, er nennt sie Aktionismus. Über viele Jahre bestand seine politische Arbeit in einer analogen Welt darin, das Ungerechtigkeitsempfinden der sich gerade erst findenden deutschen Linken für Menschen, die in einer Diktatur fünftausend Kilometer entfernt lebten, zu wecken. Flugblätter schreiben, Demos organisieren, offene Briefe aufsetzen, Strategien und Argumentationen dafür diskutieren – die konkrete Arbeit, die in den aktivistischen Lebensphasen meines Vaters anfiel, war sehr viel greifbarer als die der Jahrzehntelangen politischen Arbeit des Lesens, Analyserens, Diskutierens, Konferierens, Publizierens. Ich selbst finde nichts Falsches daran, den Begriff Aktivismus positiv zu besetzen, dem Rechtsruck, den wir gerade erleben, entgegen. Aber für ein Leben, das sich seit über sechzig Jahren einem politischen Kampf widmet, ist politische Arbeit, unbezahlte, die realistischere Bezeichnung. Schaffen Sie Ihren Sohn so schnell wie möglich außer Landes, sie werden ihn sonst bald holen, hatte der Chemielehrer meiner Großmutter zugeflüstert, als mein Vater sein Abiturzeugnis bekam.

Unter den Lehrern ist er dafür bekannt, verbotene Dinge über den Bistohasht-e Mordad zu erzählen und Mitschüler in Diskussionen zu verwickeln. Das war die Zeit, als seine politische Arbeit ihren Anfang nahm. Der Chemielehrer war der Lieblingslehrer meines Vaters und selbst ein Mossadegh-Anhänger. Unsere ganze Familie ist das, bis heute. Außer einem Onkel meines Vaters und meiner Tante Nasrin, die in der Tudeh-Partei und bei den Fedayan, einer linken Stadtguerilla, waren und in der Erzählung meines Vaters deshalb immer ein Aber brauchen. Aber er war ein herzensguter und intelligenter Mensch, aber sie war sehr jung während der Revolution und hat später im Gefängnis bitter dafür bezahlen müssen.

Die Tudeh-Partei hat für den Pakt mit Khomeini bitter bezahlen müssen. Tehran hatte gebebt, drei Tage lang um den 8. März 1979. Linke Frauen, bürgerliche Frauen, religiöse Frauen, sie und viele ihrer Männer, Väter und Brüder kamen, um sich gegen den Kopftuchzwang zur Wehr zu setzen, Zehntausende. Aber die Parteiführung verfolgte diese strategische Partnerschaft –

»antiimperialistische Partnerschaft« nannten sie es
(in großen Anführungszeichen)

– gegen den Willen ihrer weiblichen Mitglieder und eines großen Teils der Basis weiter. Mein Vater hat ihr das bis heute nicht verziehen. Auf der Straße ließen die Jünger Khomeinis nicht lange auf sich warten. Sie kamen mit ihren Knüppeln, ihren Messern und Fahrradketten.

Ich wünschte, die gütigen grauhaarigen Herren mit ihrem festen Blick könnten die Feuden endlich beilegen. Als wären Iran und vor allem seine Diaspora voll von Progressiven, als gäbe es heute noch zu viele von uns. Für Azzech Maman war die Warnung des Lehrers keine Überraschung.

Sie konnte nicht genau den Finger darauflegen, wann ihr ältester Sohn angefangen hatte, politisch aktiv zu sein. Für sie war sein Erwachsen- und Politischwerden ohnehin kaum zu trennen von den alltäglichen Gesprächen zu Hause, von den blutigen Nasen, mit denen er nach Hause kam, weil er einen ärmeren Schulfreund gegen Hänseleien verteidigt hatte, von den Demonstrationen nach dem Acht- und zwanzigsten im Monat Mordad, als Mossadegh aus dem Amt geputscht wurde, und der harten Zeit danach, als zwei ihrer Schwager geflohen waren und sie zusehen musste, wie sie mit Hossein Papa drei Familien durchbrachte.

Meine Großmutter war keine Frau mit umfassender politischer Bildung, sie hat es nur nie anders gekannt, als für ihren Gerechtigkeitssinn oder den ihres Vaters, Mannes oder Sohnes Flucht, Verfolgung und Entbehrungen hinzunehmen.

Das stimmt zwar, aber sie hat sehr gern historische Romane gelesen, iranische oder auch Übersetzungen wie Die Elenden, und hatte durch diese Literatur schon einen gewissen politischen Horizont. Sie hat die Bücher während der Hausarbeit gelesen – ein paar Seiten, dann ist sie aufgestanden und hat etwas gemacht, dann wieder ein paar Seiten. Ich habe diese Romane auch sehr gern gehabt. Es gab einen Übersetzer, er hat übertragen, sagt man im Persischen, nicht übersetzt, er hat aus einem vielleicht hundertseitigen Buch aus dem Englischen eine vierhundertseitige persische »Übersetzung« gemacht. Zabihollah Mansouri hieß er. Von ihm hatten wir viele Bücher zu Hause.

Bei seiner Zeugnisübergabe 1963 wusste meine Großmutter noch nicht, dass die politische Arbeit sie weitgehend um die Anwesenheit des ältesten Sohnes in ihrem Leben bringen würde. Zweimal, in den Wirren der Revolution, als das eine Regime nicht mehr verhaftete und das andere noch

nicht, kehrte er aus Köln zurück in seine Stadt, zurück zu ihr, für wenige Wochen. Die Hartnäckigkeit, mit der mein Vater Politik zum Mittelpunkt seines Lebens gemacht hat, ist auch in meiner Familie beispiellos.

Vorwürfe hat Azzeh Maman ihm deshalb nie gemacht. Nur hier und da zeigte sie sich unzufrieden, dass er kein großes Auto fuhr oder seine Wohnung so bescheiden eingerichtet war. Wahrscheinlich hat sie sich insgeheim gefragt, warum er für so ein Leben in Deutschland geblieben ist.

Einmal, als sie bei Bita zu Hause war und mich gefragt hat, wohin ich denn gehen wolle, und ich gesagt habe, ich hätte eine Sitzung, sagte Mama: Manche Leute besudeln sich mit Drogen, andere mit Alkohol, du besudelst dich mit Politik. Das hat sie wirklich schön ausgedrückt.

Heute fragt er sich das selbst. Nur seine Gründe dafür sind andere. Als ich den Satz das erste Mal aus seinem Mund hörte, es war letzten Sommer im hinteren Speiseraum von King Wah auf der Maastrichter, mein Vater aß wie immer in chinesischen Restaurants Gemüse-Chop-Suey, ich hatte Hühnchen Kung Pao, da habe ich mich so deutsch gefühlt wie sonst nur außerhalb von Europa. Das Fleisch war viel zu viel für mich allein, aber mein Vater wollte nicht mitessen, die Soße sei zu scharf. Wenn er all das gewusst hätte, wie viele Menschen heute die Rechten wählten, die wahrscheinlich in zwei Jahren in der Regierung säßen, dann hätte er sich damals für ein anderes Land entschieden. Der Satz traf mich unerwartet. Tausendmal hatte ich mir vorgestellt, er wäre in seiner Stadt geblieben und hätte gekämpft. Wer wäre er dann geworden, wer ich? Gleichzeitig zog es ein bisschen in meiner Brust, denn mit diesem Satz meinte er auch Köln. Das war neu.

Als ich für eine Veranstaltung, die ich moderieren soll, Maryam Zarees autobiographischen Dokumentarfilm *Born in Evin* sehe, muss ich ständig auf Pause klicken.¹ Vor diesem Film habe ich mich lange gedrückt. So ging es mir meistens mit Kunst, in der ich vermutete, Vertrautes zu finden, das dann aber auf eine für mich unerträgliche Weise dargestellt sein könnte. Bevor ich Nava Ebrahimis Debütroman *Sechzehn Wörter* schließlich las, hatte ich diese Angst, genauso wie bei Shida Bazyars *Nachts ist es leise in Teheran*. Beide Romane gehören heute zu der Textwelt, in der ich denke – meine Angst war unbegründet. Es gab allerdings Jahre, in denen schienen Gefängnisse, Gräber und Geistliche fünftausend Kilometer weit weg, und wahrscheinlich war ich froh darum. Arthouse-Filme zu analysieren, in denen der schwarze Tschador zum Zitat wurde, das subvertiert und dekonstruiert werden konnte, kam mir übersichtlicher, einfacher vor, hier von meinem Küchentisch in Köln aus. Und doch hat die Realität meines Vaters immer an mir gezerrt. Seit über vierzig Jahren ist er mittwoch- und sonntagabends in seinen Sitzungen. Diese umstößliche Tatsache ist mir manchmal Mahnung, manchmal Hoffnung. Und eigentlich immer Halt.

In Zarees Film bleibe ich an so vielen Details hängen: Sowohl die Solidarität als auch das Schweigen der ehemaligen Insassinnen des Foltergefängnisses Evin, die die Regisseurin trifft, um ihrer eigenen Geburt an diesem Unort nachzuspüren, bleiben länger als neunzig Minuten. Die Ergriffenheit ihrer Mutter, die sie dort zur Welt bringen musste, als sie ihr den Trailer des Films zeigt, um ein Gespräch zu beginnen, dann aber nur in die alte Verstockung führt – zu groß der Schmerz. »Das Schweigen ist Teil unserer Geschichte«, sagt die Soziologin Chahla Shafiq, die Maryam Zaree in Paris trifft, und ermutigt die Regisseurin, weiterzufragen. Ich bin dankbar, dass die Hürden, die ich

überwinden musste, um meinen Vater zum Sprechen über seine Geschichte zu bewegen, nicht in den Traumata und dem Schmerz von Gefängnisjahren bestanden. Auch Zarees Vater spricht bereitwilliger. Zusammen schauen sie sich Briefe an, die ihr Vater aus Evin geschrieben hat.

Wenig beschäftigt mich jedoch so lange wie die spartanische Einrichtung seiner Wohnung. Ein Bett mit einem ausgewaschenen Überwurf, in die Jahre gekommene Sofas, die obligatorischen Teppiche, keiner der neuen mit Seide, kaum Bilder. Ist es das, was den politischen Menschen, oder eher den Männern der Generation, die gegen den Shah kämpften und es in gewisser Weise heute noch tun, bleibt, was sie verbindet – die Innerlichkeit der Mystiker, die Abkehr von Materiellem? Mir fällt auf, dass die Wohnung meines Onkels Bahram ähnlich aussieht. In seinen ersten zwanzig Jahren in Köln wechselte er die Wohnung oft. Immer waren sie winzig, und es gab kaum mehr persönliche Gegenstände als ein in Frischhaltefolie gewickeltes elektronisches Schachspiel und zwei oder drei Geduldsspiele für Erwachsene aus Metall, die in seinen Bücherregalen standen und mit denen ich mir als Kind neue Spiele ausdachte. Mein Onkel kam 1986 nach Köln. Er war während der Revolution in einer oppositionellen Jugendorganisation, die später zum Teil in den bewaffneten Untergrund ging. In Deutschland ist er nie wieder politisch organisiert gewesen.

In Nava Ebrahimis *Sechzehn Wörter* sagt der Vater der Protagonistin, als sie im Gefängnis des Shahs mit vielen politischen Häftlingen zusammensaßen, dachten sie, nun läge die ganze Zukunft vor ihnen. »Wir hatten alle lebenslänglich, aber für keinen von uns hatte es sich angefühlt wie lebenslänglich. Wir hatten intuitiv gewusst, die Inhaftierung ist der Beginn von etwas Neuem. Und täglich, mit jedem neuen Insassen, war diese Überzeugung gewachsen.

Wir hatten stunden-, tagelang zusammengesessen und diskutiert, wie unser Iran aussehen sollte. [...] [Ich] sollte zufrieden sein. Dennoch werde ich das Gefühl nicht los, dass ich hier lebenslänglich bekommen habe«², sagt er über sein Leben im Kölner Exil. Nachdem ich Navas Roman gelesen hatte, dachte ich oft darüber nach, was ihre fiktive Vaterfigur und meinen realen Vater voneinander unterschied. War es *nur* die politische Arbeit im Iran selbst, die Welt dort aus den Fugen, die revolutionäre Stimmung, die ihn getragen hatte, für eine kurze Zeit, und von deren Kater er sich nie wieder erholen konnte?

Mein Vater lebt seit vierzig Jahren in Köln-Mülheim. Schräg gegenüber von seiner alten Wohnung in der Berliner Straße liegt der Dönerladen, in dem wir viele Jahre ungefähr einmal die Woche zusammen Mittag aßen. Wenn ich mit ihm durch seine Nachbarschaft laufe, vom Dünya Imbiss zum Netto oder zum Marktplatz und zurück zu seiner Wohnung, grüßt er hier und da und raunt mir zu, dass das ein ehemaliger Schüler aus der Tages- und Abendschule in der Genovevastraße gewesen sei, an der er beinahe fünfundzwanzig Jahre unterrichtet hat, oder ob ich mich an dieses Mädchen, jetzt selbst mit zwei Mädchen an den Händen, erinnern könne, mit dem ich früher manchmal im Park gespielt hätte. Meistens kann ich das nicht. Ich war vier Jahre alt, als mein Vater in die Berliner Straße zog, meine Erinnerungen an die ersten Jahre dort sind brüchig. Auch an ihn im Haus meiner Mutter habe ich kaum noch Erinnerungen. In diesem Sackgassen-Suburbia, das noch gerade so zu Köln gehört, muss er wie ein Fremdkörper gewirkt haben. Ein menschlicher Verfremdungseffekt, der die weiße Inszenierung brach. Nur in wessen Augen? Sicher suche ich heute nach Anzeichen für alles Spätere. Es gibt noch einige Fotos von ihm im Garten des Hauses meiner Mutter, mit